

Nr. 82. Bromberg, den 28. August 1924.

Der Tod kehrt im Hotel ein.

Roman von Sven Elvestad.

Einzig berechtigte Übersetzung von Julia Koppel.

(18. Fortsetzung.)

Einen Augenblick schien Frau Alexandra sich zu bedenken, bevor sie seine Hand ergriff. Und sie verriet große Selbstaufgabe und Müdigkeit, als sie sich endlich dazu entschlossen hatte.

„Ich möchte ja gern an Sie glauben", sagte sie, „und ich habe auch Vertrauen zu Ihnen. Mir tut Hilfe not, denn ich bin sehr unglücklich. Aber ich habe nichts Unrechtes getan."

„Das weiß ich. Wieviel Geld haben Sie ihm gegeben?" fragte Krag.

„Zweitausend Kronen."

Krag betrachtete Ove lächelnd.

„Viele Minuten bist du kein reicher Mann gewesen, du Schurke. Nimm die Mütze ab."

Ove nahm seine Mütze ab. Das Haar klebte ihm naß an der Stirn.

„Leg' das Geld auf den Tisch."

„Das Geld gehört mir", sagte Ove unerschüttert.

„Es ist erpreßtes Geld. Darauf steht Zuchthaus."

„Ich weiß jemanden, der noch vor mir hineinkommt."

„Du meinst Herrn Gaarder?"

Ove blickte zur Decke.

„Ich sage nichts", murmelte er.

„Dann werde ich dir sagen, wofür du das Geld bekommen hast. Als du im Walde versteckt lagst, sahst du den, der nach dem Hotelfenster schoß. Uns wolltest du es nicht erzählen, weil du dachtest, daß diese Mitwisserschaft dir später noch zugute kommen würde. Du erkanntest den Mann, der geschossen hatte. Ja, mein schlauer Freund, ich begriff auch, wer es gewesen war. Herr Gaarder hatte auf Arran geschossen, nicht wahr?"

Ein Zug von Unbehagen und Überraschung ging über das Gesicht des Mannes. Auf rechte Bauernart antwortete er:

„Wenn Sie alles besser wissen, brauchen Sie ja nicht erst zu fragen."

„Ich will dich nur davon überzeugen, daß deine Mitwisserschaft wertlos ist."

„Es ist wohl kein Verbrechen, wenn man Zeuge wird, daß ein anderer sich vergeht", sagte Ove. „Was kann ich dafür. Gaarder müssen Sie dingfest machen —"

„Vorläufig mache ich dich dingfest, das genügt. Was machtest du zu der Zeit im Walde? Soll ich dir das erzählen?"

Ove zuckte verächtlich die Achseln.

„'s ist wohl diese ewige Wilderei, die man uns Bauern in die Schuhe schieben will. Beweise —"

„Ich mache nicht Jagd auf Wilddiebe", sagte Krag.

„Worauf denn?"

„Auf Falschmünzer."

Ove zuckte zusammen.

„Gut, daß du deine Mütze abgenommen hast", sagte Krag, „so kann ich dein Gesicht besser sehen. Das hattest du nicht erwartet, nicht wahr? Du kennst Arran und stehst mit ihm im Bunde. Weißt du, was dir das einbringen kann? Gelinde gesagt, zwei Jahre Zuchthaus."

„Ich kenne Arran nicht!" rief Ove heiser.

„Warum [illegible]nst du ihn Arran", sagte Krag neckend „nenn' ihn doch bei seinem richtigen Namen."

Ove stieß einen Fluch aus.

„Und du wolltest gerade zu ihm, nicht wahr? Du wußtest, daß er vor einer Weile in den Wald gegangen war, und wußtest auch, wo du ihn treffen solltest."

Da erhob Frau Alexandra sich.

„Wir müssen meinen Mann suchen", sagte sie, „er darf nicht in den Wald. Helfen Sie mir."

Sie war ganz außer sich.

Krag legte beruhigend seine Hand auf ihren Arm.

„Ich habe verhindert, was Sie befürchten", sagte er.

Vom Korridor erklangen jetzt Schritte.

44.

Vor der Kontortür machten die Schritte halt.

„Es ist mein Mann", sagte Frau Alexandra.

„Ich habe ihn erwartet", antwortete Krag.

„Aber er ist nicht allein."

Krag nickte.

„Mein Kollege ist bei ihm", sagte er.

Er betrachtete Frau Alexandra genau und fand, daß Gaarders Gegenwart sie sehr beruhigte. Es war, als ob sie die ganze Zeit etwas gefürchtet hatte, das jetzt vermieden war.

„Ich verstehe Sie, Sie sind froh, daß er nicht in den Wald gelangt ist. Jetzt ist Arran allein drinnen", sagte Krag.

Benediktson und Gaarder traten ins Zimmer. Krag fragte seinen Freund: „War es notwendig?"

„Ja, es war notwendig", antwortete er, „Herr Gaarder wollte sich nicht ergeben."

Gaarder trat drohend auf Krag zu:

„Man hat mich verhaftet", sagte er, „und mit welchem Recht? Ich werde mich sofort um Beistand an meinen Rechtsanwalt wenden. Ich telephoniere. Dies ist ein gemeiner Überfall, ein Angriff . . ."

„Schweig doch still", fiel Frau Alexandra ihm ins Wort, „diese beiden Herren sind unsere Freunde."

„Freunde?" fragte Gaarder unsicher und höhnisch, „Freunde, die sich in unser Privatleben drängen."

Jetzt bemerkte Krag:

„In dem Augenblick, wo ein Polizeibeamter einen regelrechten Mordversuch aufdeckt, braucht er keine privaten Rücksichten mehr zu nehmen. Indessen sprechen hier gewisse Umstände mit, die die Polizei veranlassen könnten, nachsichtiger als sonst vorzugehen. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie wegen Mordversuchs verhaftet sind, das ist eine sehr ernste Sache. Ich habe Ihrer Frau aber versprochen, daß ich Ihnen helfen werde."

„Und ich glaube an ihn," fügte Frau Alexandra hinzu, „beruhige dich, mein Lieber, und laß uns hören, was er vorzuschlagen hat."

Gaarder blickte unsicher von einem zum anderen.

„Mordversuch," rief er, „ich leugne: wo sind Ihre Zeugen?"

Krag zeigte auf Ove.

„Dort steht ein Zeuge," sagte er, „der vor kurzem zweitausend Kronen Schweigegeld bekommen hat. Das macht seine Zeugenaussage noch gewichtiger."

Gaarder lachte unnatürlich laut.

„Die übereilte Handlung einer hysterischen Frau zählt nicht!" rief er. „Ein schöner Zeuge übrigens, ein notorischer Wilddieb —"

„Ich habe noch einen besseren Zeugen, einen schlagenden Beweis."

Gaarder sah ihn nur an.
Krag deutete auf sein Gewehr.

„Mit diesem Gewehr haben Sie geschossen, aber Gott sei Dank nicht gut gezielt. Die Kugel sauste an Arrans Kopf vorbei, zertrümmerte den Spiegel in seinem Kleiderschrank und setzte sich in der Rückwand fest. Ich habe sie hier in meiner Tasche. Es gibt allerdings noch ein Gewehr desselben Typs, das aber verbirgt Arran in seiner Botanisiertrommel, und niemand wird behaupten, daß er auf sich selbst geschossen hat. Ich versichere Ihnen, mein Herr, so viel verstehe ich von Rechtspraxis, daß diese Beweise, im Verein mit den übrigen Umständen, vernichtend für Sie wirken werden. Außerdem gibt es noch einen Zeugen."

„Noch einen Zeugen," flüsterte Gaarder heiser.

„Arran," sagte Krag, „Arran kann den Gerichten erzählen, warum Sie auf ihn geschossen haben."

Gaarder wurde plötzlich kreideweiß.

„Glauben Sie wirklich, daß ich ein gemeiner Mörder bin?" sagte er.

„Nein," antwortete Krag ruhig.

„Was glauben Sie denn von mir?"

„Ich glaube überhaupt nichts mehr, denn ich weiß, daß Sie in der Notwehr gehandelt haben."

„Sie meinen, daß der andere zuerst geschossen hat?" sagte Ove höhnisch.

„Nein," sagte Krag, „Gaarder hat in der Notwehr gehandelt, weil er sein Leben beständig bedroht fühlte. Außerdem hat er einen schweren und bewunderungswürdigen Kampf gekämpft, um Frau Alexandra zu helfen."

„Jetzt weiß ich, daß Sie alles durchschaut haben," sagte Frau Alexandra, „mein ist die ganze Schuld. Und dennoch bin ich unschuldig."

Asbjörn Krag gab jetzt Dr. Benediktson ein Zeichen und rief Ove zu:

„Noch hast du das Geld nicht abgeliefert, Ove, verschlimmere deine Sache nicht durch Trotz."

Als er mit den Scheinen herausrücken sollte, kam sein bäuerischer Eigensinn wieder zum Durchbruch. Er murmelte:

„Natürlich, wir armen Leute müssen bluten, die Reichen gehen immer frei aus."

Kaum aber hatte er die Worte gesagt, als Benediktson über ihm war. Ruhig, aber mit ungeheurer Geschwindigkeit hatte er ihm die Arme nach hinten gebogen. Das Klirren von Metall ertönte. Verblüfft und erschrocken sank Ove auf einen Stuhl, wo er gefesselt sitzenblieb.

„Danke, mein Freund," sagte Dr. Benediktson, indem er Ove die Scheine aus der Tasche nahm, „dieser Bursche hat mich durch seine Verlogenheit und Verstocktheit schon lange gereizt. Hallo, was sehe ich, zwei neue und prächtige Tausendkronenscheine. Ich lege sie hierher. Ach, ich kann seinem Gesicht ansehen, daß es ihm das Herz zerreißt. Das ist meine Genugtuung für die Langeweile vieler Stunden."

„Das ist der erste im Netz," sagte Krag.

„Wie viele wollen Sie noch fangen?" fragte Gaarder unruhig.

„Der nächste soll Arran sein," antwortete der Detektiv.

„Arran! Mein Gott, dann sind wir dennoch verloren!" rief Gaarder. „Wir sind verloren," wiederholte er und sah seine Frau an.

Jetzt konnte man hören, wie ein Mensch eiligen Schrittes angelaufen kam. Die Tür wurde aufgerissen, und der Portier stand bleich und entsetzt auf der Schwelle.

„Falkenberg ist im Walde erschossen worden!" rief er.

Krag stürzte hinaus.

„Wer sagt das?"

„Der kleine Waldläufer hat es erzählt."

Im selben Augenblick wurde die Musik schrill im Ballsaal abgebrochen, und die Gäste kamen verstört aus den Türen. Die furchtbare Nachricht hatte sich wie Feuer ausgebreitet.

Als aber Krag die Tür zur Halle erreicht hatte, kam ein Mann in Jagdkleidung gerade herein.

Es war kein anderer als Falkenberg.

45.

Was der Portier bis auf weiteres geheimhalten wollte, hatte der kleine Waldläufer bereits herumgebracht. Es war ein Bürschchen in grüner Jägeruniform, der zum Gute gehörte. Er hatte sich atemlos seinen kleinen Kameraden in der Portierloge anvertraut, von dort war die Sensation schnell der übrigen Dienerschaft zu Ohren gekommen, und schließlich hatte sie sich zwischen den Teilnehmern des Festes verbreitet. Nach kaum zwei Minuten wußten alle von des Försters Tod. Die Hiobspost war gerade während eines schmachtenden peruanischen Tangos gekommen, und ebenso unerklärlich und schnell wie nervenerschütternde Gerüchte anstecken, so hatte die Nachricht den Ball aufgelöst.

Unten in der Portierloge stand der Waldläufer, ein Junge von sechzehn bis siebzehn Jahren, in seiner grünen Uniform, von Menschen umringt, die Näheres wissen wollten. Seine weitaufgerissenen Augen erzählten von dem Schreck, den er ausgestanden hatte, und seine kurzatmige Stimme von dem heftigen Lauf durch Dunkel und Wald, um seine Neuigkeit unter Menschen zu bringen.

In dem Augenblick aber, als die eifrigen und erschütterten Menschen erfahren sollten, was sich eigentlich zugetragen hatte, ereignete sich das Sonderbare, daß derjenige, um den sich alles drehte, ja, der Ermordete in höchsteigener Person durch die Tür trat. Es war Falkenberg, in demselben grünen Jagdanzug, in dem er vor zwei Stunden das Hotel verlassen hatte, das Gewehr über der Schulter. An der Tür blieb er stehen, die Hände tief in den Taschen begraben. Er sagte nichts, blickte sich nur um. Man starrte ihn wie ein übernatürliches Wesen an. Der Stimmenlärm legte sich nach und nach, es wurde ganz still. Falkenberg sah sich ratlos nach jedem um, an den er sich wenden konnte. Da ging Krag auf ihn zu. Aus einer Ecke kam ein kurzes Auflachen und man hörte eine Stimme flüstern: „Das ist ja der Tote, gnädiges Fräulein, können Sie sehen, der Tote selbst . . ."

„Sind Sie verwundet?" fragte Krag.

Falkenberg schüttelte den Kopf.

„Warum? Was ist denn los?"

(Fortsetzung folgt.)

Von der inneren Welt.

Zu Ostern gehen Otto, Gustav und Fritz von der Schule ab. Otto wird in eine Kaufmannslehre geschickt, Gustav geht zur Präparandenanstalt und Fritz soll Stellmacher werden. So bleibt Johann allein zurück. In der Schule ist dadurch keine Veränderung eingetreten. Aber die Erlebnisse des Nachhauseweges erfahren eine völlige Umgestaltung. Die Heiterkeit und Abwechslung, die den vier Getreuen den Weg abkürzten, verschwinden aber nicht etwa, nur wird der Schauplatz gewechselt und von außen nach innen, in Johanns Gedanken- und Empfindungswelt verlegt. Hier spielen sich noch immer Kämpfe und Streiche mit den fernen aber doch gegenwärtigen Kameraden ab. Bald treten an die Stelle von Otto, Gustav und Fritz die Gestalten der gelesenen Bibliotheksbücher. Johann liest viel und ohne Auswahl. Was er gelesen hat, das spielt sich auf seinem Schulwege in seinem Innern dramatisch ab, die Handlung wird je nach seinem Urteil fortgesponnen oder anders gewendet, Johann ist aber immer die Verkörperung der Hauptperson. Da ißt er sich im Schlaraffenlande durch einen Marzipanberg, der von der Hinterriege bis Neuhof reicht, da entrinnt er der Gefangenschaft der Siouxindianer oder verrichtet als Trapper große Heldentaten. Vor allem zieht ihn Robinson an. Auf einer einsamen Insel im fernen Weltmeere richtet er ein gerechtes und glückbringendes Kaiserreich auf. Alle Leute, die ihm begegnen, werden flugs in die Geschichte eingefügt. Viele sind's allerdings nicht; denn früh geht er fort und am späten Nachmittage kommt er erst heim. Aber zwei begegnen ihm regelmäßig, die „Semmelsche" zweimal in der Woche und Judenjulius jeden Morgen. Von der Semmelschen ist eigentlich nur der große Strohhut mit der breiten Krempe und der schwarzen Bandschleife und die darüberragende Tragkiepe zu sehen. Erst im Dorfe wird das Gesicht darunter sichtbar, wenn sie ihre Mohnsemmeln, Salzbacken und Hörnchen anpreist. Judenjulius ist ein wandelnder, langschöffiger, schlottriger Mensch. Die Hände sind beim Gehen auf den Rücken gelegt und halten dort einen gelben Stock mit elfenbeinernem Griffe. Der Hut ist in den Nacken geschoben und das Haupt zur Erde geneigt, so daß der Rücken wie der Bügel von Johanns Flitzbogen aussieht. Wenn er mit jemand spricht, legt er den Griff seines Stockes ans Kinn und läßt seine kleinen scharfen Augen aus dem hageren, stoppeligen Gesicht durch die Augengläser über die rote Habichtsnase blinzeln. Ein kleines Männchen; aber wie flink sind seine Füße! Im Dorfe heißt er deshalb vielfach Flinkfuß, besonders in den Häusern, in denen keine Kinder sind. Kinder und Eltern von Kindern nennen ihn am liebsten Judenjulius. Wie sein Zuname heißt, weiß außer dem Besitzer des Schulzenhofes niemand im ganzen Dorfe. Auf dem Schulzenhofe ist er der Hofjude. Ohne ihn wird kein Stück Vieh verkauft und gekauft. Er scheint überhaupt die ganze Geldauszahlung und -beschaffung in den Händen zu haben. Daneben geht er im Dorfe von Haus zu Haus, schlachtet die Schafe, kauft die Felle, beschafft Geld und besorgt die kleineren Einkäufe der Frauen. Seine Manteltaschen sind schier unergründlich, und sein Gedächtnis noch erstaunlicher. Und immer fällt für die Kinder etwas ab, ein Tütchen Bonbons, eine Semmel, Johannisbrot und noch mehr der süßen Kinderherrlichkeiten. An den meisten Tagen geht er zu Mittag nach der Stadt zurück und kommt am Nachmittage wieder. Ein ehrlicher Jude. Er hat sich keine großen Geschäftshäuser am Markte

bauen können wie Moses Eppenstein, Markus Lewy und Selig Rosenstrauch, die als junge Bochers mit dem Bündel auf dem Rücken durch die Dörfer zogen und Streichhölzer und Zwirn verkauften und danach mit „Halstüchern" handelten, die sie aber selber den Bauern um den Hals banden und immer fester zogen. Der alte Weckwarth mußte viel Gänse für Eppenstein fett machen. Nein, Flinkfuß ist solchem Bauernerdrosseln abhold. Einmal will er bei dem alten Behm einen Ganter kaufen. „Nein Julius, den verkauf ich dir nicht, weil du's bist, der ist schon so alt, daß deine Frau ihn zwei Tage lang kochen kann, und dann beißt du dir noch die Zähne entzwei." „Gerade, Albert, verkauf ihn mir, den soll haben einer, dem ich nicht bin gut." „Dann sollst du ihn haben." Am andern Tage hat der reichste Mann in Schönwalde, Markus Levy, einen Gänsebraten und den galligsten Ärger. Und doch hat Judenjulius eine schwere Stunde gehabt, weil er nicht genug gewuchert hat. Als nämlich seine einzige Tochter Hochzeit machen will. Ein stattlicher Bäcker aus Zanken hat sich um ihre Hand beworben. Das ist ganz schön, aber als der Bräutigam die Gewissensfrage stellt: „Wieviel bekommt sie mit?", da ist der Vater ein Weilchen still, und dann hat er gelogen. Der Frager lächelt still beglückt, und es soll Hochzeit werden. Aber als die Brautleute aufs Standesamt kommen, da stellt sich's heraus, daß Judenjulius und sein Salchen aus strengjüdischem Widerstand gegen das Zivilstandesgesetz noch nicht standesamtlich getraut sind. Sie leben also in wilder Ehe, und Röschen ist ein uneheliches Kind. Nein, der Makel soll nicht auf dem Kinde haften bleiben. Da läßt sich lieber das Elternpaar vorher trauen, und Judenjulius erkennt öffentlich das Röschen als ein von ihm erzeugtes Kind an. Das Hindernis ist also leicht weggeräumt. Schlimmer ist's aber, als der junge Ehemann am Abend des Hochzeitstages die Mitgift verlangt. Da ist dem Schwiegervater doch der kalte Schweiß ausgebrochen, und er ist noch in später Abendstunde nach Neuhof zum Schulzengut und in der Stadt zu guten Freunden gelaufen. Sein Haupt aber hat sich seit der Stunde immer tiefer gesenkt, und er ist seitdem nicht mehr lange unserm Johann begegnet. Aber in seinen Geschichten ist er eine handelnde Person stets geblieben. Die innerliche Handlung ist immer so lebhaft und deutlich, daß Johann seine Umgebung ganz darüber vergißt. Ehe er's merkt, ist er am Dorfende angelangt und bedauert es, daß er wieder in die nüchterne Alltagswirklichkeit treten muß. Und doch ist er an einem dunklen Wintermorgen erschrocken, als er die blaue Flamme, von der er am Abend vorher bis spät in die Nacht gelesen hat, während die Mutter schon ins Bett gegangen war, plötzlich vor sich an einem Baume tanzen sieht. Er reibt sich die Augen. Nun ist sie verschwunden. Aber als er einige Schritte weiter gegangen ist und die Augen wieder erhebt, tanzt die blaue Flamme von neuem an einem anderen Baume. Tapfer geht er drauf zu, da ist sie wieder weg. Als er dies dem alten Schwark am Abend erzählt, da nickt dieser: „Nun hast du selber gesehen, was wir alten Leute euch so oft erzählt haben. Es gibt einen Spuk. Aber ihr Jungen wollt das ja nicht glauben, ihr wollt klüger sein. Das ist ein richtiger Spuk gewesen. Mir ist so etwas schon oft begegnet. Da mußt du sagen: „Alle guten Geister loben den Herrn!", dann verschwindet der Spuk. Hermann aber schimpft: „Das kommt von deinem vielen Lesen in den verdrehten Büchern, du hättest lieber ins Bett gehen sollen. Da hast du am Morgen den Kopf von dem alten Spukzeug noch voll gehabt, die Augen hast du natürlich nicht aufreißen können. Nächstens wirst du am hellen lichten Tage Gespenster sehen. Du hättest lieber in unserer Dorfschule bleiben sollen."

Weil das Innenleben so reich an bunten Bildern und Gestalten ist, wird Johann der Schulweg auch nie zu lang. Er freut sich schon von einem Wege auf den andern und auf das Weiterspinnen seiner Geschichte. So geht der Sommer dahin, und der Winter kommt. Aber auch jetzt trägt er kein Verlangen nach einer städtischen „Pension". Zur schlimmsten Winterszeit wird er morgens oft von dem Milchwagen des Schulzenhofes mitgenommen. Bis der Wagen fahrbereit ist, wartet er in der warmen Brennerei mit dem Rädergeklapper und der zischenden Maische. Auf dem Sitze des Wagens sitzt er dann ziemlich eng zwischen Sturzenbergs Anna und Radtkes Gustav, aber dafür ist's um so wärmer. Die Füße darf er auch auf einen der heißen Ziegelsteine halten, die Anna, in ein Tuch gewickelt, auf den Wagenboden gelegt hat. Wenn's gar zu tiefer Schnee ist, holt ihn Hermann nachmittags von der Schule im Schlitten mit dem Fuchs ab. Diese Schlittenfahrt ist die schönste Freude, aber leider kommt es nicht oft vor. Aber auch wenn er durch Wind und Wetter stapfen muß, ist Johann nie verdrießlich. Er hat keine Stunde in den vier Jahren der Schönwalder Schulzeit versäumt. Wenn der Sturm und das Schneegestöber zu stark ist, stellt er sich ein Weilchen in eine hohle Weide am Wege, deren es viele gibt, da die Dorfjungen ein Vergnügen daran finden, das morsche Holz anzuzünden und die Weiden auszubrennen. Hat er sich ein wenig verpustet, dann geht es tapfer weiter bis zur nächsten Hohlweide. Besonders geheimnisvoll ist's abends im Walde, wenn der Schnee taut und hinter ihm und vor ihm von den Kiefern fällt, als ob tausend unsichtbare Hände an die Zweige rührten. F. J.

In welcher Zeit wird in Amerika ein Auto fertig?

Im Juni tagte in Detroit, dem Hauptsitz der amerikanischen Autoindustrie, der erste Automobilweltkongreß. Einem der sachkundigen Berichte der „Kölnischen Zeitung" entnehmen wir die nachfolgende Schilderung.

Um sich von der Größe des amerikanischen Automobilwesens eine Vorstellung machen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß im letzten Jahre mehr als vier Millionen Kraftwagen hergestellt wurden. Das gibt auf den Tag bei einem Arbeitsjahr von 300 Tagen 13 333 Stück oder auf die Stunde des achtstündigen Arbeitstages 1166 oder auf die Minute rund 28 Wagen. 28 fertige Automobile in jeder Minute! Und davon macht der Automobilkönig Ford in Detroit allein zwei Stück. Man möchte das für einen amerikanischen Bluff halten, bis man einmal den Betrieb mit eigenen Augen angesehen hat. Ford beschäftigt in seiner Fabrik am Rouge etwa 48 000 Arbeiter und in Highland Park etwa 61 000, zusammen also rund 110 000. In Rouge werden die einzelnen Teile hergestellt und die Lastwagen fertiggemacht, in Highland Park die Autos; außerdem hat er in Rouge eine Glasfabrik, die jährlich mehr als eine Million Geviertfuß Glasplatten für Windschilder und Wagenfenster liefert. Das Zusammenstellen eines Autos benötigt ungefähr drei Viertelstunden, von der Kiellegung angefangen bis zum Ablaufen des Wagens unter eigenem Dampf.

Die Arbeiter stehen in einer Doppelzeile zu beiden Seiten einer endlosen Kette, die die einzelnen Teile zuführt. Von Minute zu Minute vergrößert sich das Gebilde. In kurzem ist der Motor aus dem Chaos unzähliger Teile und Teilchen entstanden, während er sich in unaufhörlichem langsamen Laufe von Arbeiter zu Arbeiter bewegt, von denen jeder einzelne einen einzigen Handgriff anlegt, einen Bolzen einsteckt, eine Schraube anzieht, eine Drehung vornimmt, und bis er dann nach fünfundvierzig Minuten am anderen Ende der Kette angekommen ist, da ist er so unsichtbar eingebaut und so mit allem Zubehör umkleidet, daß es nur noch der Füllung und der mechanischen Andrehung bedarf, um den Wagen in das Lager zu fahren, wo er sofort zum Versand fertiggemacht wird. Man verfolgt den ganzen Vorgang mit wachsendem Staunen und findet zwischenhinein einmal ein paar Sekunden, um sich Rechenschaft darüber zu geben, daß hier tatsächlich nicht etwa Spielwagen gemacht werden, sondern richtiggehende Lastwagen von zehn und mehr Tonnen Tragfähigkeit oder Personenwagen mit soundsoviel Sitzen. Der große dramatische Augenblick aber kommt, wenn der Mann mit dem Schlauch das Benzin einläßt und ein anderer einen elektrisch getriebenen Drehhebel ansetzt, der in einer Sekunde den Motor aufzieht, wie man eine Uhr aufzieht, worauf der Wagen Leben erhält gleich Adam, da ihm der Herr den Odem eingeblasen hatte, und ehe man sich noch recht darüber klar geworden ist, was sich hier begeben hat, rollt das Ding auch schon auf und davon auf der Eisenschiene, die zum Lager führt. Man hält förmlich den Atem an, doch bis man wieder zu sich selbst gekommen ist, rollt schon der nächste Wagen ab, alle Minuten zwei Stück — es ist unheimlich!

Natürlich sehen wir nur die Zusammenstellung der einzelnen Teile, deren Herstellung ja auch ihre Zeit braucht. Aber auch dabei geht es so endlos und so mechanisch zu, auch dabei hat jeder Arbeiter seinen Platz und seinen Handgriff, und auch dabei ist jeder einzelne nichts anderes als ein Rädchen, das eine winzige Vorwärtsbewegung macht und dann wieder in seine Ursprungsstellung zurückkehrt, um dieselbe Verrichtung vorzunehmen, täglich acht Stunden lang, mit einer halben Stunde Essenspause. Monatelang, jahrelang. Wenn man dieser Stätte der tausend Wunder entronnen ist und sich der Märchen freut, die da von rußigen Händen gedichtet werden, dann überkommt einen mit einemmal auch der Gedanke an die Menschen, die das alles zuwege bringen, und man fragt sich nicht etwa, wie lange haben die Leute denn eigentlich gelernt, um diese Hexerei zu vollführen, sondern man fragt sich, wie halten die Leute das eigentlich aus, immer dasselbe und immer dasselbe und immer dasselbe! Was sieht der Mann von der Arbeit, an der er mitarbeitet? Welchen Anteil hat er an ihr und welchen innerlichen Anteil kann er an ihr nehmen? . . .

Die Gebrüder Dodge in Detroit, die 18 000 Arbeiter beschäftigen und alle zwei Minuten einen Wagen fertigstellen, haben die Eisenschmelze gleich im Hause, so daß man sogar den Werdegang vom Urzustand an verfolgen kann. Überhaupt sind Eisen und Stahl die Besonderheit der Dodge-Wagen, sie sind ganz aus Stahl, auch der Oberbau, und es ist einer der eindrucksvollsten Anblicke, zu sehen, wie binnen kurzem eine einfache Stahlplatte durch einen einzigen Druck so zurechtgebogen wird, daß sie einige Minuten später schon als fertige Karosserie der Abschleif- und Lackierungsabteilung zugeführt werden kann, wo sie nicht etwa mit dem Pinsel angestrichen, sondern aus breitmündigen Blechsprengern mit dem Lack begossen wird; der nasse Wagen kommt darauf in einen Backofen mit 550 Grad, wo die Lackschicht gehärtet und dann in anderen Öfen wieder abgekühlt wird. Der Vorgang wiederholt sich dreimal und gibt dem Wagen einen Überzug, wie er an einem Holzwagen niemals angebracht werden könnte, weil das Holz die Trocknung nicht aushalten würde. Es war natürlich unmöglich, alle Anlagen in Detroit zu besuchen, denn ihre Zahl ist groß.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Macharten sind nur dem Fachmann verständlich; der Laie weiß nur, daß sie sich am fühlbarsten im Preise ausdrücken, der zwischen 500 Dollar für den Ford-Flivver und 5000 Dollar und mehr für die Prachtwagen schwankt.

Bemerkenswert ist, daß Amerika mehr und mehr von dem offenen Wagen abkommt und zum geschlossenen Wagen übergeht. Diese steigende Vorliebe für die Kutsche hat ihren Grund, denn die frische Luft wird immer mehr ein Ding der Vergangenheit, und an ihre Stelle treten der Staub und Stank der übervölkerten Straße, die zum Schutze zwingen. Wie überhaupt dieser Verkehr, namentlich in den Städten, in einigen Jahren noch soll bewältigt werden können, ist eine der ernsten Zukunftsfragen. Schon in dem harmlos ruhigen Washington ist es heute keine Freude mehr, die belebten Viertel aufzusuchen; in Detroit aber gleicht das Stadtinnere einem Ameisenhaufen, durch den sich hindurchzuwinden nicht nur Kunst, sondern auch Glück erfordert. Man hat sich denn auch schon ernstlich überlegt, wie der allgemeinen Not abzuhelfen sei, und man ist auf den Gedanken gekommen, zweistöckige Straßen anzulegen und nebenbei noch eine Straße unter die Erde zu schieben, dabei den Lastenverkehr von dem Personenverkehr zu trennen und auch dem Fußgänger ein Recht zum Leben einzuräumen. Das mag phantastisch klingen, aber die bittere Notwendigkeit führt eben auch zu den gewaltigsten Lösungen. Auch die Überlandstraßen sind heute schon viel zu schmal und müssen erweitert werden. Man denkt an Breiten von 204 Fuß oder fast siebzig Meter, mit acht Fahrbahnen und zwei Fußwegen an den Seiten, schattigen Baumreihen, Unterstandshallen und sonstigem Zubehör, und zwar über das ganze Land hinweg, von Ost nach West und von Nord nach Süd.

Die geheimnisvollen Sinnesorgane der Ameisen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Ameisen Sinne besitzen, die von den unseren grundverschieden sind. Über die Art ihrer Betätigung sind wir indessen noch völlig im Unklaren; trotzdem können wir das Ergebnis ihrer Tätigkeit fest umschreiben. Eine Ameise hat zwei Fühlhörner, von denen je eins an jeder Seite des Kopfes hervorragt. Diese Fühlhörner sind durch Gelenkringe gekerbt, deren Zahl bei den verschiedenen Arten zwischen vier bis dreizehn schwankt. Jedes dieser Gelenke bildet eine Nase, deren Geruchssinn aber ungleich empfindlicher ist als der der schwachen Geruchsorgane, die wir besitzen. Sie sind höher entwickelt als die Nasen irgendeines Warmblütlers; denn selbst das Witterungsvermögen eines gut dressierten Vorstehhundes oder das der wildernden Hunde kann hier nicht zum Vergleich herangezogen werden.

Die Feststellung, daß jede dieser Ameisennasen einen verschiedenen Sinn darstellt, ist das Verdienst der amerikanischen Naturforscherin Miß Fielde, die entdeckt hat, daß das erste Gelenk der Fühler der Ameisen den Geruch des Menschen wittert. Man darf ferner annehmen, daß alle Ameisen eines Nestes einen besonderen Geruch besitzen, an dem sie einander erkennen, und daß dieses Erkennungsvermögen seinen Sitz in dem zweiten Gelenk des Fühlers hat. Entfernt man die ersten beiden Gelenke, so ist die Ameise außerstande, ihre Stammangehörigen zu erkennen und stürzt sich mit wilder Gier auf die eigenen Genossen. Die Nase Nummer 3 hat die Eigenschaft der Witterung, ein Wort, das wir hier in Ermangelung eines besseren anwenden müssen; denn es handelt sich hier in Wahrheit um eine Art von magnetischem Orientierungsvermögen, das beispielsweise manche Termitenarten befähigt, ihre Nester so anzulegen, daß die beiden Enden in gleicher Linie mit den magnetischen Polen liegen. Das vierte und fünfte Gelenk dienen dazu, die Eier und Larven zu erkennen, während wir über die Funktionstätigkeit der übrigen Gelenke oder Nasen nicht unterrichtet sind.

Die Fühlhörner der Ameisen ersetzen den Mangel an Augen und Ohren. Bei all ihrer unermüdlichen Tätigkeit und unerhörten Widerstandsfähigkeit ist die Ameise taub und blind, und, soviel wir wissen, auch stumm. Trotz diesem Fehlen der Augen ist das Tier außerordentlich empfindlich. Um das festzustellen, hielt man verschieden gefärbte Gläser über Ameisennester. Die dabei gewählten Farben waren rot, violett und grün. Man konnte nun bemerken, daß die Ameisen das violette Licht geradezu scheuten. Während man nach einer gewissen Zeit unter den roten und grünen Gläsern 890 Ameisen zählte, hatten sich unter dem violetten nur fünf zusammengefunden, die sich augenscheinlich verirrt hatten. Die von Lord Avebury nach dieser Richtung gemachten Versuche bewiesen weiterhin, daß die Ameise trotz ihres Mangels an Schwerkzeugen außerordentlich empfindlich für die ultravioletten, für unsere Augen unsichtbaren Strahlen sind. Man stellte weiter fest, daß, wenn die Ameisen auch keine Ohren haben, sie dennoch selbst auf leichte Luftschwingungen energisch reagieren. Man kann sich davon sofort überzeugen, wenn man Ameisen auf einen Tisch setzt und diesen leicht mit dem Finger beklopft. Man wird dann bemerken, daß jede Ameise sich sofort in Bewegung setzt, und wenn man von der Decke die Körner von winzigem Vogelschrot herabfallen läßt, so sieht man, wie durch den Leib der Tiere ein krampfhaftes Zucken geht. Ameisen schlafen nie, sie arbeiten von der Geburt bis zum Tode in Nacht und Schweigen. Ihre Lebenszähigkeit ist erstaunlich. Sah man doch, daß Ameisen, die im allgemeinen sehr freßgierig sind, 50 bis 100 Tage lebten und arbeiteten, ohne auch nur einmal Nahrung zu sich zu nehmen.

Die Schön und die Klug.

Von Roda Roda.

Einst hatte ich der Landesbühne ein Stück eingereicht; saß nun mit dem Intendanten und beriet über die Besetzung. Wenn es nur, um Himmelswillen, keinen Rollenstreit gibt!

Der Intendant lächelte überlegen:

„Streit? Bei mir? Niemals. Mein System“, sprach der Intendant, „schließt Eifersüchteleien aus.“

„—?—“

„Ganz einfach, Herr Roda: Ich habe zwei interessante Schauspielerinnen — Fräulein Schön und Fräulein Klug. Welcher von beiden haben Sie die Hauptrolle zugedacht?“

„Ich bin für Fräulein Klug.“

„Gut! Ganz meine Ansicht in diesem Fall.“

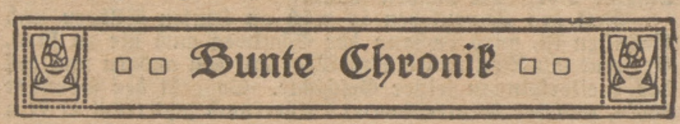
— — — Als sie aber da waren, die Schön und die Klug, sagte der Intendant:

„Sie wissen, meine Damen, wie hoch ich Sie einschätze; wissen, daß mir nichts ferner liegt, als eine von Ihnen auch nur leise zu kränken. Wieder einmal handelt es sich um eine große Rolle — wieder einmal soll der Zufall entscheiden. Ich lege hier zwei Lose in den Hut. So, nun ziehen Sie, Roda!“

Ich zog. Das Los stimmte für Fräulein Klug.

— — — „Herr“, rief ich, als die Damen gegangen waren — „wie aber, wenn die Lotterie anders ausgefallen wäre?“

„Schäfchen! Meinen Sie denn, ich lasse mir vom Teufel in mein Handwerk pfuschen? Im Hut lagen doch zwei Zettel für Fräulein Klug.“



* **Die Antwort.** Man erzählt der „Voss. Ztg.“: Um die Jahrhundertwende wurde das chemisch-technische Laboratorium der Hochschule zu Hannover erweitert, und für Wägungen von Säuren schaffte man Gewichte an, die man, um sie vor den Angriffen der Säuren zu schützen, vergolden mußte. Zuständig war dafür Professor S., ein handfester Grobian, der auf der Wetterfahne des Instituts in altgermanischer Tracht, mit einem Eber kämpfend, verewigt worden ist. Ihm wurde die Rückfrage der so sparsamen wie sachlich ahnungslosen Rechnungskammer vorgelegt, die sich Auskunft darüber erbat, weshalb man denn vergoldete Gewichte brauche. Urschriftlich und postwendend schickte S. den Brief mit der Bemerkung zurück: „Weil massiv goldene zu teuer gewesen wären.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.